

seinen hässlichen Einzelheiten, die publizistische Geste, die Verurteilung über höheren Befehl, das alles sind Dinge, die noch zu nahe, zu sehr in allgemeiner Erinnerung sind, als daß es notwendig wäre, sie nochmals zu erzählen, namentlich da es sich an dieser Stelle nicht um einen Meinungsäußerungsversuch oder um die Betreibung zur Wiederaufnahme des Verfahrens handelt. Man kann ruhig und mit vollster Ueberzeugung sagen, daß kein sachlich klügel und unparteiisch denkender Mensch Dr. Franz jenes Vergehens fähig hält, dessenwegen er angeklagt und schuldig befunden wurde. Seine Enttäuschung und Annerkennung waren keine Gnadenakt, sondern die Revolverung eines schmachvollen Fehlurteils, eines Justizirrtums, der der Jurisdiktion in Oesterreich während des Krieges das Stigma autokratischen Regimes ausdrückte.

Gerade wer sich dieser Einsicht nicht verschließt, darf die volle und ungekürzte Wahrheit auch in dieser Sache sagen. Wenn von Verurteilungen des Dr. Franz in diesem Zusammenhang überhaupt gesprochen werden kann, so liegen sie keinesfalls auf strafrechtlichem Gebiete. Nicht einmal in irgendeiner größeren oder geringeren Entfremdung von demselben. Der Strafrichter, wenn er damals überhaupt nach seiner eigenen inneren Auffassung hätte vorgehen dürfen, mußte doch wissen, daß er es mit einem gewiegten, allgemein anerkannten Advokaten zu tun hatte, der die Konsequenzen seiner Handlungen sehr wohl abwägen verstand, und dem es eine Spielerei gewesen wäre, auch nur den Schatten eines Verdachtes einer strafbaren Handlung zu vermeiden, wenn es ihm wirklich um die Erzielung eines materiellen Vorteils zu tun gewesen wäre. Den Sachmann in Dr. Franz könnte es am meisten, daß man ihm nicht einmal diese primitivste Voraussetzung eines gelehrten Menschen zugebilligt hat, und er findet darin den stärksten Beweis nicht für die Unfähigkeit, sondern für die mala fides des justizierenden Gerichtshofes. Was man Dr. Franz zum Vorwurf machen kann, das ist seine Beschäftigungslosigkeit seinen Mitarbeitern gegenüber, seine Oberflächlichkeit in der Beurteilung zweier Menschen, die allerdings inwischen vom Schauspiel ihrer Verurteilung abgetrennt sind oder vielmehr abgetrennt wurden, die aber damals wohl den gelungensten Versuch gemacht haben, eine stark belohnte Schwäche des Dr. Franz zum Vorwand ihrer persönlichen Interessen zu machen. Diese Schwäche war seine maßlose Gütlichkeit und sein starkes Bedürfnis, sie zu beizubringen. Doktor Franz sah das Geriebte im verfallenen Staate in seiner ganzen Zügellosigkeit und Gemeinheit mit durchaus klaren, realistischen Augen durch und durch. Es wäre ihm nichts leichter gefallen, als materiellen, nach Millionen zählenden Nutzen daraus zu ziehen. Aber es hat für ihn gar keine Bedeutung gegeben. Wirtschaftlicher Gewinn lag damals gewissermaßen hinter den Bergen. Er war durchaus glücklich und er erkannte auch sehr genau die Gefahren, die auf diesem Wege wie Fuchsfallen verborgen waren. Was ihn aber wahrhaft reizte, das war der Ausblick auf der sozialen Leiter, der Nimbus des Rechts hatte seine Sinne gefangen genommen und dieser Reduktion ist er erlegen. Der unwiderstehliche Damm nach Abstraktion gab ihm die Idee der Bierverfälschung der Armee ein. Obwar er von der rechtlichen Seite dieses Geschäftes gar nichts verstand und, wie alle Eingeweihten seiner Umgebung wissen, hat ihm der damalige Kriegsminister Robatsch die Verurteilung in die Hand verprochen, wenn er die Realisierung seines Vorhabens durchzuführen verstände. Nun, er ist zwischen zwei Stühlen sehr hart durchgefallen, aber nur deswegen, die sich jetzt wissen von menschlichen Schwächen, werden ihm deshalb Strafen nachgewiesen.

Man wird diesen Mann und seine, wenn man so sagen darf, soziale Faust-Natur nur dann vollständig verstehen, wenn man sich seine ganze Vergangenheit ohne Verhüllung und ohne Schönfärbung vor Augen hält. Man kann sich kaum kleinere und widerwärtigere Verhältnisse vorstellen, als diejenigen waren, denen Dr. Franz entstammte. Sein Vater war lange Zeit Religionslehrer und erst in späten Mannesjahren hat er sich entschlossen, die strengen juristischen Prüfungen zu absolvieren, um später eine Advokaturkanzlei zu eröffnen. Der junge Franz hatte mit den denkbar schwersten Bedingungen zu ringen und er konnte seine Studien nur dank der Mühseligkeit wohlwollender Menschen zu gutem Ende führen, bei denen er nach alter Sitte als Lehrling seinen Hunger stillen durfte. Nach Absolvierung seiner Studien erfolgte allerdings ein überaus bemerkenswerter Aufstieg. Das Schicksal führte ihn damals mit Baron Kalay zusammen, dem er nach der Disputation von Böhmen und der Herzoginwina bei der Verwertung der dortigen ärarischen Feste hier erzieherische Dienste leistete. Erprechtlich in jedem Sinn des Wortes, denn Dr. Franz hat damals den Grundstein zu seinem sehr beträchtlichen Vermögen gelegt, das wenigstens noch in den Kriegsjahren auf zwanzig Millionen Kronen geschätzt wurde. Das ist natürlich bloß das On dit der Fama. In sein Steuerbekenntnis hat zweifellos bloß er selbst, vielleicht nach jein Vertrauensmann genauere Einsicht genommen. Im Grunde aber ist das für die Deffektivität eines durchaus gleichgültige Begleitercheinung, bloß daß daraus der Schluss berechtigt wäre, daß der ganzen sonstigen Natur dieses Mannes entsprechend ihn keine Steigerung des Vermögens auf dem Wege des Biergeschäfts nicht im geringsten interessieren konnten. Das ist freilich nur cum grano salis zu nehmen. Man darf nicht vergessen, daß Dr. Franz in erster Linie nicht Advokat und auch nicht, so sehr es den Anschein haben mag, Lehmann, sondern Finanzier und ein Kaufherr großer Stills ist. Sein Betätigungsdrang hat ihn dazu geführt, in Verbindung mit dem Inhaber der Firma Reitz zu treten, der ihn nach dem Tode des alten Defauer zum Präsidenten der Depotbank machte. Es war aber nur eine kurze, für Dr. Franz im höchsten Grade schmerzhaft Episode, denn die Bankbankung erfolgte Ende 1916 und im Jahre 1917 war dann jener berühmte Bierprozeß, der der ganzen Präzidentenstellung ein kaltes und rabulöses Ende bereite.

Die große Deffektivität hat Dr. Franz allerdings damals keineswegs zum erstenmal bechäftigt. Er hat vieles vom homoie a femine; manche Züge vom Don Juan werden ihm zugeschrieben oder vielleicht von einer bedenkenlosen Phantasie bloß angedichtet. Tatsache ist, daß er als geschiedener Mann seine Rechte auf Männlichkeit keineswegs aufgegeben, daß er in der Wahl seiner Freundinnen und Begleiterinnen durchs Leben immer einen sehr guten Geschmack bewiesen hat, daß er als Freund aller Künste die Töchter Thalass und Terpsichorens bevorzugte. Er ist eine Vollnatur; einer, der sein Leben genießt, große Empfindlichkeit für zufällige Auffassungen zeigt, und der dem Wahlspruch carpo diem nicht bloß theoretische Bedeutung beizumittelt. Sein Palais in der Vierjahresstraße zeigt den vornehmsten feinsten Geschmack; seine Gemäldesammlung ist eine der

wertvollsten und zeigt Kunstverstand, wie er in privaten Kreisen selten zu finden ist. Es ist gewiß noch in allgemeiner Erinnerung, daß einer seiner Diener jäh bei laßbaften Stöße — darunter einen berühmten Span-Dach-Handkerl — entwarf, die später wieder zustande gebracht wurden. Zahllos sind die Anekdoten und Anekdoten, die das Leben dieses jovialen, sehr wohlgenährten, lebenslustigen Mannes umschweben und die insbesondere Zeugnis dafür ablegen, daß er witzig, schlagfertig und überdies immer sehr gerne bereit ist, den verfahrenen materiellen Karren dieses oder jenes Literaten sogar mit größeren Kosten wieder ins richtige Geleise zu bringen. Bekannt ist auch seine Prozeß, den er mit dem Architekten eines neu zu erbauenden feenhaften Schlosses in der Nähe von Kleinhau angeleitet hat, der später auf gütlichem Wege beigelegt wurde. Es hätte dort eine Kostbarkeit ersten Ranges entstehen sollen, was leider durch den Ausbruch des Krieges verhindert wurde.

Dr. Franz ist heute kein junger Mann mehr. Er hat das fünfzigste Lebensjahr — die Wende des Mannesalters — schon vor einiger Zeit überschritten. Um so bemerkenswerter ist seine außerordentliche Fähigkeit, immer wieder trotz aller Widrigkeiten des Lebens Oberwasser zu gewinnen und neuen Zielen zuzusteuern. Kein Zweifel, diese feine Individualität ist wieder im Kommen. Man erkennt an den jetzt möglichen Stellen sehr wohl keine ausgesprochenen Qualitäten als Unterhändler und Finanzmann. Er hat sowohl in Budapest als auch in Prag dem neuen deutschösterreichischen Prestige ganz ausgezeichnete Dienste geleistet, und es ist durchaus erfreulich, daß sich die neuen Männer, welche die Verantwortung für die Zukunft dieses Reiches tragen, nicht von Schlagworten der Strafe, von Dank und Verfeinerungsjucht leiten lassen.

## Ehe und Wahrheit.

Von  
Dr. Wilhelm Stefek.

Kann eine gute Ehe auf Grundlage einer Lüge zustandekommen? Die Eheverleiler sagen alle: Nein! Allein die praktische Erfahrung zeigt uns oft genug das Gegenteil. Die Lüge erweist sich oft als ein starker Kitt, ohne den ein Zusammenleben nicht möglich ist. Aber hat uns in der „Wildente“ ein klassisches Beispiel vorgeführt, wie eine glückliche Familie durch das Dynamit der Wahrheit zugrunde gehen muß.

Ich kenne einen ähnlichen Fall. Eine Frau lebte mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in einer mütterlichen Ehe. Sie hatte dem Manne gar nichts vorzuwerfen, was in jeder Hinsicht eine glückliche Ehe. Da kam der Krieg und ein Strom von Flüchtlingen ergoß sich über Wien. Ihr Mann, ein wohlhabender Hofbeamter mit arischem Geheben und arischem Namen, machte ihre die Mitteilung, daß seine Mutter aus dem Osten nach Wien kommen werde. Jetzt mußte er ihr aber gefehen, daß er ein getaufter Jude sei. Diese Mitteilung mierte auf die Frau niederschmetternd. Sie sagte sich selbst, daß sie ihn sicher geheiratet hätte, wenn er ihre freie Zustimmung vorher mitgeteilt hätte, aber sie konnte den Gedanken nicht vertragen, daß er sie mit einer Lüge in die Ehe geführt hätte. Seine Motivierung, er habe sie so heiß geliebt, daß ihn der Gedanke unverträglich gewesen sei, sie hätte ihn abzuwehen können. Er hätte sich dann das Leben nehmen müssen. Er habe diese Lüge nur aus übergroßer Liebe begangen. Allerdings sei es ja seine Lüge, sondern nur ein Verschweigen gewesen. All das sah die Frau ein, sah auch ein, daß sie den besten Mann gefunden hatte. Und ... trotzdem — von dieser Minute an war die Ehe zerbrochen, sie hatte die Liebe und das Gefühl für ihn verloren.

Noch tragischer mutet ein anderer Fall an. Ein Mann erfährt erst ein Jahr nach der Hochzeit, daß seine Frau schon einige Monate in einem Frauenhause interniert war. Er erfährt diese Tatsache erst, als der Ausbruch einer Rezidive des Geistesleidens eine neuerliche Internierung erfordert. Er sieht sich mit Recht als betrogen an. Denn er hat seine Frau in der Voraussetzung geheiratet, daß er ein gesundes Weib heimführt, das ihm gesunde Kinder gebären wird. In einem zweiten Falle erlebte ich es, daß dem Manne die zweimalige geistige Erkrankung der Frau verschwiegen wurde — notabens die Erkrankung vor der Ehe! — ich mußte schweigen, da mich mein ärztlicher Beruf zur Wahrnehmung des Geheimnisses verpflichtete, der Mann litt monomies. Er ging selbstlos und pelusiar an diesem abshuldlichen Betrug zugrunde. ... Auch das Verschweigen einer überhandwenden schweren sexuellen Infektion (Quec) halte ich für unrichtig, unter Umständen für ein Verbrechen.

Alle diese Fälle sind mir aus meiner Erinnerung aufgegriffen, als ich den neuen, meisterhaft ausgearbeiteten Roman von Siegfried Trebitsch „Spätes Licht“ (Verlag von S. Fischer) in einer schlaflosen Nacht in einem Zuge zu Ende lesen mußte. Der Inhalt scheint einmähig genug: Frau Hilde Reander schenkt ihrem Mann nach vierjähriger Ehe ein Kind. Ihr Mann, sonst enttäuscht und leicht reizbar, ist glücklich, in eine höhere Tonlage weisheit. Diesen Anlaß benützt seine Frau, um von ihm eine Lebensbedingung zu erbitten. „Da hat man mit einem Mann ein Kind, ist bereit, daran zu arbeiten, und er ist doch nur ein Fremder. Man weiß nichts von ihm, man kennt kein Leben nicht, ahnt nicht, was er genießt und gewonnen, ehe man sich ihm für immer anvertraut hat. Erzähle mir dein Leben vom Anbeginn derheutlichen mir nichts.“

Und nun beginnt Reander eines Abends seine Lebensbedingung und sagt sie immer fort, wenn sich die Dämmerung auf das Bewusstsein seiner geliebten Frau senkt. Atemlos folgen wir der Erzählung, die uns das, erschütternde Lebensbild eines Künstlers zeigt, der von seinem Oheim, der auch zugleich nach dem frühen Tode seines Vaters sein Stiefvater wurde, gezeugen wird, den Beruf seines Kaufmanns zu erpressen, obgleich ihn Temperament, Veranlagung, Wille und Wunsch zum Künstler drängen. Aber ein Testament seines Vaters bestimmt, daß er als der Beste die Leitung des großen Unternehmens fortzuführen habe. Gegen den übermächtigen Willen eines Toten gibt es kein Vergehen. Aber die Macht der inneren Sendung erweist sich stärker als der Wille des Toten und des Lebenden. Nach einer juchsbaren schweren Zeit des Kampfes wird Reander, was er immer gewesen: ein Dichter! Aber die schönsten und reichsten Jahre der Jugend und der ersten Manneskraft sind verloren im Kampfe gegen das Ich und eine unversöhnliche Umgebung. Andere haben den Platz eingenommen, der ihm gebührt, seine Kraft ist gebrochen und er ahnt nun, was er hätte werden können, wenn er seine Schwingen hätte frei entfalten können. ...

Nicht allein in dieser erschütternden Schilderung des Verbrechens, das Eltern begehen, wenn sie sich verweisen, das Schicksal ihrer Kinder nach ihren Wünschen zu gestalten, liegt der große Wert dieses Buches, das man allen Eltern und Erziehern in die Hand geben sollte. Die Geschichte der ersten Sexualität, die Liebeserlebnisse des Erwachsenen stellen das Werk in eine Reihe mit den großen Geständnissen, die uns Roussau, Alfred de Musset, Thomas Mann, Gessé, Schmitz, Arne Gaberg und Tolstoi gegeben haben. Trebitich erzählt uns, wie sich das Liebesleben eines Menschen nach seinen ersten Erlebnissen gestaltet. „Es scheint mir nicht gleichgültig“, sagt er, wie das Weib beschaffen ist, dem wir die erste Liebeserregung verdanken. Wir war es immer, als gäbe es neben der Kinderstube, deren erzieherische Elemente uns in späteren Jahren noch verraten, eine Liebesstube, aus der wir stammen, und die ebenso vererbtlich ist. Der alten Kinderstube muß die gute Liebesstube folgen.“ ...

Neulich wie in dem von mir an dieser Stelle besprochenen Buche von Schmitz „Der Verlebene“ enthält uns Trebitich die Erlebnisse eines Mannes vom Beginn der Liebesstube an. Nur die Kindheit erweist wie in einem trüben Nebel, aus dem bloß einige Züge der Erinnerung emporragen. Doch das Buch ist als die wahre Lebensgeschichte eines Mannes anzufassen, der nicht mehr erzählen kann, als ihm eine schwere Neurose von Erinnerungen zurückgelassen hat. Das macht eben für den wissenden Psychologen den großen Wert des Buches aus.

Doch eine Frage erhebt sich: Wie ist es möglich, daß Reander in eine Ehe getreten ist, ohne seiner Frau vorher die Lebensbedingung abgelegt zu haben? Hat er sie wahrhaft nur als Fremder heimgeführt zum ewigen Bunde? Ist eine solche Ehe möglich und wie kann sich ein Geleben zwischen zwei fremden Menschen gestalten? Wie wird seine Frau die Lebensbedingung aufnehmen, wie sich mit der Tatsache abfinden, daß sie den Lebensroman ihres Mannes erst nach der Geburt des Kindes erfahren hat?

Hier beginnt meines Erachtens nach der eigentliche Roman. Frau Hilde Reander ist ein spätes Licht aufgegangen. Wird es die Tage ihrer Ehe erleuchten oder wird es der Ausgangspunkt eines zerschmetternden Leidens werden? Werden sich die alten Gesellen, die für sie Form und Leben gewonnen haben, zwischen sie und ihren Mann stellen? Trebitich ist uns die Fortsetzung, einen zweiten Roman schuldig: Wahrheit und Ehe!

## Bilder der menschlichen Seele.

Von  
Else Feldmann.

Schlaflose Nacht des Arbeitslosen.  
Es ist nach Mitternacht. Der sechzehnjährige Junge ist loeben erwacht; nach trüben Schlummer aufgedreht mit dieser Bestimmung im Herzen, die ihn seit zwei Wochen nicht mehr verlassen hat.

Die Kühle, in der er schläft, ist stockfinstern; das eiserne Bett steht in einem engen Winkel.  
Durch die geschlossene Tür hört er die Atemzüge seiner schlafenden Mutter, seiner beiden älteren Brüder. Der Junge liegt da, eingewickelt in seine Decke; es friert ihn grade nicht, aber es ist ihm auch nicht warm; er streckt die Beine nicht aus, damit ihm nicht fäuler werde.

Nun wird er keinen Schlaf mehr finden in dieser Nacht; jetzt zwei Wochen ergibt es ihm so.  
Ach, mit dem Schlafen und Wachen ist alles Gewohnheit, sagt er zu sich; ich gewöhne mich daran, jede Nacht um die bestimmte Stunde zu erwachen, um darüber nachzudenken, was ich den nächsten Tag beginnen werde — und es gelingt; ich erwache, wann ich will.

Der Junge liegt da mit offenen Augen und grübelt nach. Morgen ist Samstag, da werden es zwei Wochen sein, daß er ohne Arbeit ist. Wie die Zeit vergeht; schon zwei Wochen — und doch ergeht es ihm, als wäre es eine Ewigkeit.

Er ist erst sechzehn Jahre alt; aber wenn er so im Dunkeln liegt und der Kummer ihm durch das Herz zieht und sein Kopf all die traurigen Gedanken laßt, all die Erlebnisse aus der Arbeitsstunde, dann ist es ihm, als wäre er uralte. Und doch sind es erst zwei Jahre her, daß er die Schule verlassen; dann ein Jahr in der Lehre und ein Jahr Fabrikarbeiter.

Eigentlich hatte ihn das Leben immer gefreut; er hatte überall seinen Spaß gefunden. Er war ein betterer junger Mensch; obwohl er in seiner Kindheit unter der Armut seiner Mutter schwer gelitten, entbehrt und gebarbt hatte und seine Gleichmüter oft hart mit ihm verfahren, war er doch selten verdrossen. Es gab noch so viel Fröhlichkeit für ihn auf der Welt.

Aber seit zwei Wochen, da man ihn in der Fabrik entließ, hatte er keinen trosten Augenblick mehr.  
Quest hatte er geglaubt, er würde gleich am nächsten Tage wieder Arbeit finden; aber wie bitter enttäuscht war er, als man ihm überall abwies. Natürlich, jetzt waren ganz andere Arbeitskräfte da. Aber nahm schwächliche, kleine Buben, wenn es große, starke Männer gab. Und es zeigte sich, daß er außer ein paar Handgriffe nichts gelernt hatte und zu nichts taugte.

In Hause aber schalt die Mutter und schalt die beiden älteren Brüder und schalt der Mann der verheirateten Schwester: essen und nichts verdienen!

Da raunte der Bub jeden Morgen um sechs Uhr aus dem Hause; zu Mittag aber war er wieder da und hatte nichts gefunden.

„Ach, als Lausbubhe“ hatte sein Schwager gesagt, „er ist ein Faulpelz, wer arbeiten will, findet Arbeit“, hatten die Brüder gelacht.

Nun ärgern von allen aber war, wie sich die Mutter be- nahm. Sie machte ihm keine Vorwürfe und sagte nichts, aber spürte, wie sie ihn von Tag zu Tag weniger lieb hatte, leht, wo er nichts verdiente und ihn nichts für Kost und Wohnung bezahlte. Täglich bemerkte er eine kleine Lieblosigkeit an der Mutter und das war es, was ihm das Herz schwer machte und den Schlaf nahm; und gefehen war das Schwerkste, das Schwerste von allem: da hatte sie ihn bezogen. Sie hatte für die Brüder, die am Abend aus der Arbeit kamen, Fleisch gekocht — als er selbst die Mutter am Abend fragte, ob sie Fleisch gekocht hätte, sagte sie: nein, nur, um ihm keines geben zu müssen.

